

VORWORT

Geneigte Leserinnen und Leser.

Zu Beginn des Buches taucht eine Vielzahl von Personen auf, die nur zur Hintergrundhandlung gehören, aber dennoch unentbehrlich sind.

Ehe die **Hauptcharaktere** sich in den ersten Kapiteln herausgebildet haben, kann es daher herausfordernd sein, den Überblick zu behalten. Das legt sie jedoch bald und kommt auch nicht wieder vor. Versprochen! Damit bis dahin die Lesefreude nicht unnötig von Verwirrung getrübt wird, ist hier eine Übersicht über die handelnden Personen und ihre Zugehörigkeit:

Liora

- Geschwister: Ben, Anna, Liam und Levi
- Freundin: Ronja
- Hund: Momo
- Pferd: Angua

Die Hüterinnen

Luba, Tyra: *Wasser*

Ima: *Feuer*

Makani, Bindi, Gaea, Dari: *Erde*

Aina, Zaya, Eyota: *Luft*

Die Hüter

Wasser: Tiam, **Minato**

Feuer: Aodán, **Nathanael**

Erde: Yakecan, **Ngabo**

Luft: Barun, Corentin, **Matiás**

Elementarwesen

Alaya, Prana, Quilla, Serenity, Kairos

Helfer

Sulaine, Anahera, Sumi, Maxwell, Atiqtalik,

Lori, Banna

KAPITEL I

ANGUA

Attacke!«, rufe ich und spüre wie Angua, die meinen Schlachtruf schon kennt, unter mir in den nächsten Gang schaltet. Wie eine Maschine arbeiten ihre Muskeln und lassen die kräftigen Beine über das abgeerntete Feld donnern. Ich richte mich in den Steigbügeln auf und bringe meinen Schwerpunkt weiter nach vorne, um ihr maximale Bewegungsfreiheit zu geben. Gleißende Flammen des Glücks strömen von meinem Herzen aus in meinen Körper, bis jede Zelle vor Lebenslust jubelt. Für einen kurzen Moment schließe ich die Augen und genieße das Gefühl, in der gemeinsamen Bewegung mit dem Pferd zu einer Einheit zu verschmelzen.

Momo rennt bellend neben uns her, begeistert, dass wir nun endlich ihr Lieblingstempo erreicht haben.

Hier auf dem weichen Untergrund haben wir vielleicht sogar eine Chance, schießt es mir durch den Kopf, als Ronja auf Paolo schon neben uns auftaucht. Angua legt die Ohren an, erhöht die Geschwindigkeit und versucht, noch für ein paar Sekunden mit reiner Willenskraft in Führung zu blei-

ben, aber als sie schließlich das andere Pferd vorbeiziehen sieht, lässt sie sich in einen zügigen Trab fallen. Sie weiß, wann es Zeit ist, aufzugeben. Lachend streiche ich ihr über den Hals und schließe zu Ronja auf, die am Ende des Feldes auf uns wartet.

»Ihr werdet immer besser«, begrüßt sie mich grinsend.

»Hmm hmhm«, brumme ich ironisch. Wir werden niemals schneller sein als diese beiden Sportskanonen. Angua ist, wie ich, eher von der soliden, entspannten Sorte.

Im ruhigen Schritt geht es vom Feld auf den schmalen Weg, der um den See herumführt.

Plötzlich erheben sich neben uns einige Enten und fliegen schnatternd davon. Hinter mir stößt Ronja einen lauten Fluch aus, als ihr Pferd einen Satz macht und sich in akuter Lebensgefahr glaubt, während Angua unbeeindruckt weitermarschiert.

Ich verlagere mein Gewicht und bringe sie zum Stehen, um auf meine Freundin zu warten, die noch ausdiskutieren muss, ob dieser Weg sicher genug ist oder nicht.

Mein Blick schweift von Momo, die fieberhaft im Schilf umherschnüffelt, zum gegenüberliegenden Ufer, wo ein paar Silberreiher aufgeschreckt aufsteigen und über den See gleiten. Die Abendsonne lässt ihre weißen Körper aufleuchten und bringt das Wasser unter ihnen zum Funkeln. Seufzend drehe ich mich zu Ronja um, die Paolo endlich zum Weitergehen überzeugen konnte.

»Ist es nicht unendlich schön hier?«, frage ich, bekomme als Antwort jedoch nur ein geistesabwesendes Nicken. Ihr Pferd fordert ihre ganze Aufmerksamkeit, während es mit geblähten Nüstern und schreckgeweiteten Augen an uns vorbei tänzelt, bereit, jederzeit die Flucht zu ergreifen.

Dankbar kraule ich Anguas dunkle Mähne, als sie ihnen gemächlich folgt.

»Du bist einfach die Beste!«, flüstere ich ihr zu und möchte mich vor lauter Liebe um sie schlingen. Diese wunderbare Stute ist der Grund, dass ich nach dem Verlust meines Vaters wieder zurück ins Leben gefunden habe. Auf ihr durch den Wald und über die Wiesen zu jagen, hat mir meine Lebensfreude Stück für Stück zurückgebracht.

Angua gehört mir nicht, das könnten wir uns niemals leisten. Ich kann nur hoffen, dass sie nicht verkauft wird, auch wenn der Besitzer so etwas ständig anklingen lässt, weil sie seiner Meinung nach zu eigensinnig für den Schulbetrieb ist.

Nachdem wir wieder beim Stall angekommen sind und ich mich aus dem Sattel geschwungen habe, schmeißt Momo sich an meine Beine und will gekuschelt werden. Ihr gefällt es gar nicht, dass sie so lange meine Aufmerksamkeit und Zuwendung mit einem Pferd teilen musste, auch wenn die viele Bewegung, die sie dabei erhält, sie sicher mehr als entschädigt.

Ich lasse mir Zeit mit allem und kämme Angua gründlich die drahtige Mähne, obwohl sie den Kopf wahrscheinlich ohnehin in die Heuraufe steckt, sobald sie die Möglichkeit dazu bekommt.

Als ich fertig bin, gehe ich mit ihr zur Koppel und lasse sie unterwegs an jedem Grasbüschel knabbern, den sie finden kann. Sanft streichel ich das weiche Pferdemaul, als es noch ein letztes Leckerli aus meiner Hand schnuppert, und gebe Angua dann zum Abschied einen freundlichen Klaps. Gemütlich trottet sie zur nächsten Schlammpfütze, um sich dort gründlich zu wälzen. Natürlich. So bleibt das Heu auch besser in Fell und Mähne hängen.

Lächelnd sehe ich ihr zu, während sich Momo von ein paar übermütigen Fohlen über die Wiese jagen lässt.

»Komm!«, rufe ich ihr zu und gemeinsam machen wir uns auf den Nachhauseweg. Ronja und die anderen haben sich schon verabschiedet und ich bin, wie immer, die Letzte auf dem Hof.

Eine Viertelstunde später strampel ich auf meinem alten Fahrrad den Weg zu unserer Straße hoch, biege auf einen kleinen Pfad ab, kurz bevor die ersten Häuser beginnen und nehme die Abkürzung durch die Felder. Obwohl ich einen anstrengenden Tag hinter mir habe, bin ich überhaupt nicht müde. Nach dem Ausreiten könnte ich jedes Mal Bäume ausreißen.

Eine Schar Wildgänse fliegt rufend über uns hinweg und Momo macht ein paar Luftsprünge, um sie zu verscheuchen. Wachsam sehe ich in die Dämmerung und dem aufziehenden Nebel, weil ich vorbeikommende Rehe vor ihr entdecken will, aber wir scheinen vollkommen allein zu sein. Trotzdem schaut Momo sich immer wieder alarmiert um und hält die Nase in die Luft. Irgendetwas scheint ihre Aufmerksamkeit erregt zu haben.

»Was hast du denn!?!«, frage ich ärgerlich, als sie plötzlich stehen bleibt und ich sie fast über den Haufen fahre. »Bleib hier! Bei Fuß!«

Als wir unser Gartentor erreichen, steige ich ab und sehe mich noch einmal um. Am dunstigen Horizont tritt ein oranger Vollmond seine nächtliche Wacht an und leuchtet matt durch die Nebelschwaden. Kraniche rufen in der Ferne und über mir zeigen sich die ersten Sterne in der zunehmenden Dunkelheit.

Auf dem Weg durch den Garten schaue ich im Hühnerstall vorbei, aus dem schläfriges Gackern ertönt. Prillan versteckt ihre Eier gerne unter dem Stroh und ... tatsächlich finde ich dort eines. Ich stecke es vorsichtig in meine Tasche, laufe zum Schuppen, um Momo ihr Futter zu geben, und gehe dann an den mit Unkraut überwucherten Beeten vorbei ins Haus. Das übliche Chaos empfängt mich. Der Flur liegt voller Jacken und Gummistiefel und in der oberen Etage höre ich meine jüngeren Geschwister streiten und nach Mama schreien, die ihnen aus der Küche zuruft, sie sollen verdammt noch mal alleine eine Lösung finden. Ich schlüpfe unbemerkt ins Bad, wo sich Wäscheberge türmen, räume die Badewanne frei, um mich duschen zu können, und gehe dann im Schlafanzug in die Küche.

»Hey Mama!« Ich gebe ihr einen Kuss auf die erhitzte Wange, während sie wild in einem der Töpfe rührt. HmMMM, Pudding!

»Kann ich dir helfen?«

»Wenn du den Tisch decken und ... also das gibt es doch nicht!«, stößt sie hervor, als von oben ein Poltern ertönt und ein Kind zu heulen beginnt.

»Ich kümmere mich darum!«, besänftige ich sie und mache mich auf den Weg die knarrende Treppe empör zum Kinderzimmer.

»Was ist denn jetzt schon wieder?« Anna kommt genervt aus ihrem Zimmer. »Kann ich nicht einmal in Ruhe Hausaufgaben machen?«

»Sieht schlecht aus«, erwidere ich und betrete das Spielzimmer unserer zwei jüngsten Brüder.

»Nicht auf den Kopf hauen!«, ermahne ich grade noch rechtzeitig Liam, der eben zitternd vor Wut mit einem Holzklotz ausholt. Neben ihm liegt ein Haufen Bausteine.

»Levi hat meinen Turm kaputt gemacht!«, heult er sofort los.

»Aber Liam hat meine Brücke weggenommen!«, jault der Kleinste von uns in gleicher Lautstärke und duckt sich, als der drei Jahre ältere Bruder sich auf ihn stürzt.

»Hey, hey, hey!« Ich schlängle mich zwischen dem am Boden liegenden Spielzeug hindurch und achte darauf, nichts Spitzes unter die Füße zu kriegen.

»Hört doch mal auf!« Genervt versuche ich, die beiden Streithähne zu trennen und dabei nicht selbst von einem Fuß oder einer Faust getroffen zu werden.

»Schluss jetzt!«, fahre ich sie schließlich an und sie hören widerwillig auf, um sich zu schlagen. »Wir gehen erstmal runter und essen in Ruhe Abendbrot. Mama hat sich beim Kochen große Mühe gegeben und außerdem gibt es Pudding zum Nachtsch.« Die Sonne geht in den beiden verheulten Gesichtern auf. »Und danach bauen wir zusammen einen neuen Turm, okay?«

»Okay!«, ruft Liam, der schon halb durchs Zimmer gelaufen ist, um sich den begehrten Sitzplatz am Fenster zu ergattern.

»Würdest du bitte mit ihm zusammen den Tisch decken?«, frage ich Anna, die im Türrahmen steht und sich das Spektakel angesehen hat. Sie stößt einen genervten Seufzer aus und folgt ihrem kleinen Bruder.

»Und du!«, wende ich mich an Levi, der versucht, sich aus meinem Griff zu winden. »Das war nicht in Ordnung!«

»Aber es war meine Brücke!«, erwidert er trotzig.

»Deshalb musst du nicht gleich alles kaputt machen!«

»Liam hat Dummkopp zu mir gesagt!« Die kleine Unterlippe zittert bedenklich.

Ich gehe in die Knie und ziehe ihn in eine Umarmung. »Du weißt doch, dass das nicht stimmt.«

Ich drücke ihn an mich und streichele seine feinen, wolligen Haare, während er seine kleinen Arme fest um meinen Hals schlingt. Für ein paar Minuten sitzen wir eng umschlungen auf dem unaufgeräumten Kinderzimmerfußboden.

Levi hat unseren Vater nie kennengelernt. Als Mama mit ihm schwanger war, ist dieser bei einem Autounfall ums Leben gekommen.

Seit ich bei seiner Sturzgeburt im Badezimmer dabei war, habe ich ihn mit aufgezogen, Windeln gewechselt, ihn in den Schlaf getragen, gefüttert und die ersten Schritte begleitet. Auch Liam und Anna haben sich eher an mich gewandt als an unsere Mutter, die mit ihrer Trauer und Wochenbettdepression zu kämpfen hatte, oder an Ben, der zwei Jahre älter ist als ich und damals die Verantwortung für den ganzen Haushalt übernommen hatte. Irgendwie haben wir es geschafft, einigermaßen heil durch diese Zeit zu kommen, auch wenn ich ein Schuljahr wiederholen musste, weil ich zu viele Fehltage hatte und Ben früher abgegangen ist, um arbeiten gehen zu können. Im letzten Frühjahr habe ich angefangen zu studieren, aber schon nach wenigen Monaten bemerkt, wie schwierig es zuhause wurde und wie sehr meine kleinen Geschwister mich vermissten. Also bin ich zurückgekommen und habe mir in der Nähe einen Job gesucht.

»Gibt es wirklich Pudding?«, nuschelt es auf einmal an meiner Schulter.

Ich nicke.

»Schoko oder Vanille?« Levi hebt seinen Blick und sieht mich prüfend an.

»Was magst du denn lieber?«

Levi überlegt kurz. »Vanille«

»Na, da hast du aber Glück.«

»Juhuu!«, jubelt er und galoppiert aus dem Zimmer hinaus.

Lächelnd folge ich ihm, nur um kurz darauf aufzuschreien, als sich ein kleiner Legostein in meine Fußsohle bohrt. Verdammte Bande!

Als wir endlich alle am Tisch sitzen, kommt Ben zur Tür herein und Momo nutzt die Gelegenheit, sich an ihm vorbei ins Haus zu drängeln.

»Ich habe noch die Mülltonne rausgestellt, die wird morgen früh abgeholt«, sagt er zu Mama, während er sich die Jacke auszieht.

»Danke Schatz, was würde ich nur ohne dich machen!«, erwidert sie und berührt ihn liebevoll an der Schulter.

Für einen Moment überzieht ein gequältes Lächeln sein Gesicht. Es tut ihm nicht gut, so von ihr gebraucht zu werden, denke ich und frage ihn, wie sein Tag war. Dabei flüstert mein schlechtes Gewissen, dass ich mich um die Mülltonne hätte kümmern sollen, als ich vorhin über den Hof gelaufen bin. Das Gefühl der Freiheit, das nach dem Ausritt noch in mir vibrierte, ist augenblicklich verschwunden.

Zwei Stunden später schlafen die Kleinen und Anna ist in ihrem Zimmer. Ben ist gleich nach dem Essen wieder raus gegangen, um etwas am Auto zu reparieren.

»Ich mach das schon.« Mama nimmt mir den Teller aus der Hand, den ich eben in die Spülmaschine räumen wollte. »Lass uns noch kurz ins Wohnzimmer schleichen und quatschen.«

Wir gehen leise nach oben, schieben ein paar Bücher und Anziehsachen vom Sofa und seufzen gleichzeitig, als wir uns darauf sinken lassen.

»Hast du dir das wirklich gut überlegt?«, fragt sie liebe-

voll und gefühlt zum hundertsten Mal, während ich meinen Kopf an ihre Schulter lege.

»Natürlich«, erwidere ich mit geschlossenen Augen. »Es ist ein guter Job und weiter studieren kann ich in ein paar Jahren immer noch.«

»Aber jetzt bist du doch in einem Alter, wo du die aufregendste Zeit deines Lebens haben solltest!«

Meine Eltern haben sich während ihrer Studienzeit kennen gelernt und ich weiß, dass Mama jetzt davon schwärmen würde, wenn es nicht zu schmerzhaft wäre.

Ich zucke unbestimmt mit den Schultern. Mein Wunsch nach Aufregung hält sich in Grenzen. Erstmal will ich ein paar Jahre in der nächsten Stadt in der Bibliothek arbeiten, meine Familie unterstützen und Geld sparen, um dann vielleicht irgendwann zu reisen oder das Studium zu beenden.

»Du solltest deine Freiheit genießen!«, nimmt sie den Faden wieder auf.

Lachend stütze ich mich hoch. »So wie du, meinst du?«

Mama ist in ihrem Abschlussjahr ungeplant schwanger geworden und hat ihre Prüfungen mit Ben auf dem Arm absolviert.

»Das Beste, was mir je passiert ist.« Sie küsst mich auf die Stirn.

Schweigend sitzen wir noch eine Weile nebeneinander. In der Dunkelheit hinter den großen Balkontüren kann man undeutlich die Umrisse von kahlen Ästen und Zweigen erkennen, die sich im Herbstwind wiegen.

»So.« Seufzend rapple ich mich hoch »Ich muss morgen früh raus.«

»Alles klar, schlaf gut.« Mama steht auf, nimmt mich noch einmal in den Arm und verschwindet in Richtung Küche.

. . .

In meinem Zimmer angekommen, packe ich den Rucksack für den kommenden Arbeitstag. Dann sehe ich mich noch einmal um, ob ich alles, was ich morgen brauchen werde, bereitgelegt habe, und gehe ins Bett. Es ist viel später geworden, als ich es geplant hatte, aber das war ja abzusehen.

Ist der Wecker gestellt? Sehr gut.

Ich rechne damit, noch lange wach zu liegen und schlafe sofort ein.

KAPITEL 2

NATHANAEEL

F *inde mich!*«

Mit einem Aufschrei fahre ich aus dem Bett und sehe mich panisch um. Ich habe einen Ruf gehört, wie aus weiter Ferne. Doch mein Zimmer liegt vollkommen leer im beruhigenden Licht des Vollmondes, der durch das Fenster fällt. Zögernd lasse ich mich wieder zurück in die Kissen sinken und warte, dass mein Herzschlag sich beruhigt. Tief ein- und ausatmen, denke ich und ziehe mir mit zitternden Händen die Decke bis zum Kinn hinauf. Die Stimme war ganz nah und deutlich! Habe ich geträumt? Oder halluziniert? Egal, ich sollte jetzt weiter schlafen, morgen geht es früh raus. Ich sehe auf den Wecker. 3:00 Uhr. Verdammter Mist! In zwei Stunden muss ich aufstehen.

Ich wälze mich noch ein paar Minuten im Bett hin und her, aber die Gedanken an das, was mir heute bevorsteht und auch die Angst, diese seltsame Stimme wieder zu hören, lassen mich keinen Schlaf finden. Schließlich setze ich mich frustriert auf und suche im Dunkel nach Hose und Pullover. Statt hier herumzuliegen, kann ich genauso gut einen

nächtlichen Spaziergang mit Momo machen. Ist wahrscheinlich ohnehin das Beste für sie, wenn sie morgen den ganzen Tag alleine zuhause bleiben muss.

Vorsichtig schleiche ich mich durchs Haus und werde im Flur schwanzwedelnd von ihr begrüßt. Leise, leise die Jacke anziehen und nun aufpassen, dass die Tür nicht so quietscht ... Momo wuselt aufgeregt um meine Beine herum, erfreut über die Tatsache, dass ich mit ihr raus gehe und gleichzeitig verunsichert von der ungewöhnlichen Zeit. Es ist wirklich schon ewig her, dass ich nachts mit ihr draußen war.

Die Straßenlaternen sind um diese Uhrzeit dunkel, kein Auto ist zu hören und die Stille wird von dem leichten Wind, der in den Bäumen wispert, fein umrahmt.

»Liora!«, ertönt auf einmal die Stimme meiner Mutter aus einem der oberen Fenster und lässt mich erschrocken zusammenfahren. Sie hat einfach einen 6. Sinn für sowas. »Wo willst du denn jetzt hin?«

»Nur ein bisschen spazieren. Ich kann nicht schlafen«, rufe ich leise zurück.

»Sicher, dass ich dich morgen nicht doch fahren soll?«

»Ja!«, versichere ich ihr.

»Aber ...«

»Schlaf gut Mama!«, schneide ich ihr das Wort ab. »Wir sehen uns doch eh in zwei Stunden«

Sie nickt verschlafen. »Okay. Bis gleich. Hab dich lieb!«

»Hab dich auch lieb.«

Dann schließt sie ihr Schlafzimmerfenster und ich stapfe fröstelnd los, die Hündin als treue Gefährtin dicht an meiner Seite. Mit zügigen Schritten gehe ich durch die Nacht. Letzte Nebelfetzen hängen über der Wiese hinter unserem Haus und verlieren sich, als ich auf den Feldweg einbiege, der zum Wald führt. Momo verweilt, um zu

schnüffeln, fällt etwas zurück, holt mich dann ein und läuft ein Stück voraus, bleibt wieder stehen, sieht sich um und zieht auf diese Weise ihre kleinen Runden um mich, entfernt sich jedoch nie weiter als wenige Meter von mir. Aus dem aufgedrehten Hundewelpen, den ich zu meinem 18. Geburtstag geschenkt bekommen habe, ist über die Jahre eine ausgeglichene und zuverlässige Kameradin geworden, die verinnerlicht hat, dass Gehorsamkeit ihr die Möglichkeit gibt, sich frei an meiner Seite zu bewegen.

Das Licht des Vollmonds, der stumm auf mich herabsieht, schimmert auf den frisch abgeernteten Äckern, doch unter den Bäumen des Waldes ist es dunkel. Sanft steigt der Weg an und führt über einen Bach, dessen leises Murmeln die Stille durchbricht. Ich habe hier schon so viel Zeit verbracht, dass ich mich auch im Schlaf zurechtfinden würde. Immer steiler geht es bergan, bis ich schließlich aus den Bäumen heraus auf eine große Lichtung am Gipfel des Hügels trete. Dort befinden sich am gegenüberliegenden Waldrand die Ruinen eines Klosters und hier, direkt auf der Wiese, mein absoluter Lieblingsplatz. Ich weiß noch genau, wie ich die alte Weide zusammen mit meinem Vater entdeckt habe. Sie steht einige Meter von den anderen Bäumen entfernt und seit sie bei einem Gewitter vom Blitz getroffen wurde, ist sie in der Mitte gespalten. Nun wächst eine Hälfte von ihr in beinahe rechtem Winkel dicht über dem Boden weiter.

Umsichtig kletterte ich auf ihren Stamm, lege mich dann auf den Rücken und versuche, auf der unebenmäßigen, harten Rinde eine einigermaßen bequeme Position zu finden. Momo ist hinter mir auf den tiefliegenden Baum gesprungen und setzt sich mit wachsam erhobenem Kopf dicht neben mich.

Wolkenfetzen eilen über den Himmel und dahinter

breitet sich die Tiefe des Alls aus. Sterne funkeln in der klaren, kalten Luft und der Mond leuchtet so hell in den fast kahlen Baumwipfeln, dass die Zweige um mich herum Schatten werfen.

Ich sollte öfter nachts draußen sein.

Plötzlich kommt Wind auf und fährt wie eine Welle durch die Bäume. Die welken Blätter der Weide rascheln und flattern, bis es sie nach und nach fortreißt.

Seltsam ... Ich weiß nicht warum, aber eine starke Unruhe befällt mich. Wahrscheinlich ist es besser, wieder nach Hause zu gehen.

Vorsichtig klettere ich hinunter und will mich auf den Rückweg machen, da bleibt Momo direkt vor mir stehen, sodass ich fast über sie stolpere. Ein tiefes, leises Knurren dringt aus ihrer Kehle, während ihr Blick fest auf das Ende der Lichtung gerichtet ist. Alarmiert hocke ich mich neben sie. Stocksteif und mit gesträubtem Nackenfell steht sie da und blickt zu den verfallenen Mauern, zwischen denen ich auf einmal schattenhafte Gestalten hin und her laufen sehe.

Langsam und mit klopfendem Herzen wende ich mich ab, um so schnell und leise wie möglich zu verschwinden.

Was ist das nur für eine verrückte Nacht!?

»Komm!«, flüstere ich und packe Momo am Halsband. Wenn sie jetzt bloß nicht anfängt zu bellen! Doch zum Glück scheint sie instinktiv zu wissen, dass sie die Klappe halten muss. Der Wind wird immer stärker und lässt die Zweige ächzen und knarren.

Plötzlich gellt ein Schmerzensschrei durch die Nacht und ich fahre erschrocken herum. Mein Herz setzt einen Schlag aus und beginnt dann wie wild zu rasen.

Ich will nur weg hier, aber da braucht jemand Hilfe! Hektisch durchsuche ich die Jackentaschen nach meinem

Handy, doch das steckt, umsichtig verpackt, zuhause im Rucksack. Verdammt!

Auf einmal sehe ich, wie ein heller werdendes, flackerndes Licht zwischen den Ruinen erscheint und neben den immer wieder ertönenden Schreien, sind nun auch andere Stimmen zu hören.

Wie angewurzelt starre ich auf das pulsierende Licht. Vielleicht sind ja schon Leute dort, die helfen. Oh, bitte!

Aber tief in mir spüre ich, dass das nicht stimmt. Die Schreie werden immer verzweifelter und ich fasse einen Entschluss. Mit bebenden Fingern lege ich Momo an die Leine und renne mit ihr zum nächsten Baum, wo ich sie festbinde.

»Warte!«, weise ich sie an.

In ihren treuen braunen Augen spiegelt sich das weiße Licht, als sie hektisch zwischen mir und der Stelle der Schreie hin und her sieht. Ich streichle ihr ein letztes Mal beruhigend den Kopf und laufe dann geduckt über die Wiese, während hinter mir verzweifelt Bellen zu hören ist, das zum Glück schon nach wenigen Metern vom zunehmenden Sturm übertönt wird. Als ich die Mauern erreiche, sehe ich vorsichtig über die verwitterten Steine. Auf dem Gras im Innenhof des verfallenen Klosters kniet eine Frau mit auffallend bunter Kleidung, die Hände an die Brust gepresst, schreiend und gekrümmt vor Schmerz. Von ihr geht das alles erhellende, hektisch pulsierende Licht aus.

Um sie herum stehen vier Gestalten und scheinen auf etwas zu warten. Drei von ihnen kann ich gegen den Lichtschein nur als Schatten wahrnehmen. Die vierte wird voll angestrahlt und ich erkenne eine unscheinbare Frau mittleren Alters. Ihre braunen schulterlangen Haare umrahmen ein weiches Gesicht, das entspanntes Interesse für die Szene vor sich zeigt. Wie auf ein Zeichen hin, stellt sich die Gruppe

im weiten Kreis um die Frau am Boden herum auf. Ich kann durch das Getöse des Sturms und die Schreie nicht hören, was sie sagen, aber es sieht bedrohlich aus. Dann beobachte ich, wie jeder von ihnen ein Gerät hervorholt, das vage an eine kleine Satellitenschüssel erinnert, und vor sich auf die Erde stellt.

Zeitgleich schalten sie diese ein und im selben Augenblick fängt die Frau in ihrer Mitte an zu zucken und sich unter Schmerzen hin und her zu winden. Da halte ich es nicht mehr aus. Alles ist besser, als tatenlos zuzusehen. Blindlings greife ich einen faustgroßen Stein, der locker zwischen den Mauersteinen sitzt, und werfe ihn auf die dunkle Person, die mir am nächsten steht. Durch die Spiele mit Momo bin ich so zielsicher geworden, dass ich sie an der linken Schulter treffe, woraufhin sie stolpert und das kleine Gerät vor sich umstößt. Die gequälte Frau sinkt, wie von unsichtbaren Fesseln befreit, zu Boden.

Kaum eine Sekunde später werde ich grob gepackt und über die Mauer gezerrt. Ehe ich überhaupt begreifen kann, was passiert und wie sie mich so schnell entdecken konnten, werde ich zum Ort des Geschehens gestoßen und stolpere hilflos über die Wiese in den flackernden Lichtkegel.

»Wer bist du?«, ertönt eine tiefe, metallene Männerstimme neben mir, aber ich sehe nur auf das Opfer. Aus der Nähe erkenne ich, dass Gesicht und Hände blutüberströmt sind und die kurzen schwarzen Haare von Blut und Dreck starren. Als die Frau versucht, sich aufzurichten und unter der Anstrengung zusammenbricht, beuge ich mich reflexartig zu ihr, um sie zu stützen. Ihr Atem geht flach und rasselnd. Sie stirbt!, schießt es mir durch den Kopf. Aus den Augenwinkeln sehe ich, wie jemand nach mir greift, doch die Frau vor mir ist schneller. Mit letzter Kraft umfasst sie meine linke Hand und im selben Augenblick

flammt das Licht auf, sodass ich geblendet die Augen schließen muss.

Stille.

Vorsichtig schaue ich um mich und sehe erstaunt, dass ich in einem Raum aus Licht stehe. Die Frau vor mir richtet sich unsicher auf und schüttelt dann traurig den Kopf. Außer uns ist niemand hier.

»Was ...«, frage ich verwirrt. »Wo sind wir? Was ist passiert?«

»Es tut mir so leid«, sagt sie und hält noch immer meine Hand. »Es gibt keinen anderen Weg und es bleibt keine Zeit.«

Auf einmal scheint sich durch meinen linken Arm flüssiges Eis in mich zu ergießen. Der Schmerz und die Kälte lassen mich nach Luft schnappen, aber ehe ich die Hand wegziehen kann, ist es auch schon wieder vorbei. Nur ein leichtes Stechen zieht noch in meine Körpermitte. Entsetzt sehe ich die Fremde an.

»Du musst sie finden!«, flüstert sie. »Das ist die einzige Möglichkeit ...« Doch bevor sie ihren Satz beenden kann, beginnt sie zu verblassen und mit ihr das Licht um uns.

Eine Sekunde später reißt mich jemand am Arm und ich stolpere zurück in die mondhelle Nacht.

»Was hast du getan?«, schreit ein Mann.

Verwirrt und sprachlos starre ich ihn an. In der Dunkelheit sehe ich, dass ein metallisch blaues Leuchten die Iris seiner Augen erhellt. Was um alles in der Welt ...!?

»Warte!«, ertönt wieder die tiefe, blecherne Stimme, die ich auch vorhin schon gehört habe und auf einmal werden meine Hände grob nach oben gedreht.

»Verdammt, jetzt müssen wir von vorne anfangen!«, erklingt eine Frauenstimme genervt.

In meiner linken Handfläche schimmert eine helle

Scheibe. Ihr Licht pulsiert im Takt meines Herzschlages. Alles um mich beginnt sich zu drehen, da zerreißt plötzlich ein unvorstellbarer Schmerz meinen Körper.

Meine Beine knicken unter mir weg und ich stürze ins Gras. Gekrümmt schnappe ich nach Luft und sehe undeutlich durch den Schleier von Panik und Qual, wie die vier Gestalten sich um mich herum aufstellen.

Schlagartig hören die Schmerzen auf und mein Schrei gellt durch die Nacht, doch nur wenigen Sekunden später schießen sie erneut durch meinen Körper und scheinen jede einzelne Zelle zu verbrennen.

Als sie kurz darauf wieder verschwinden, kralle ich mich wimmernd ins Gras. Mein Herz rast, Funken tanzen mir vor den Augen und in meinen Ohren rauscht das Blut.

Doch dieses Mal kehren die Schmerzen nicht zurück.

Es dauert einen Moment, bis ich die hektischen Bewegungen und Schreie um mich herum wahrnehme. Ich hebe vorsichtig den Kopf und sehe in der mondhellen Nacht hunderte Schatten zwischen den eingefallenen Mauern der Ruine rennen. Zwei Männer stehen links und rechts von mir und halten riesige, transparente Schilde, auf denen das Mondlicht schimmert.

Verzweifelt ziehe ich mich über den Boden, um weg von ihnen zu kommen, aber nach nicht mal einem Meter werde ich mit einem Fußtritt zurückgestoßen.

»Beweg dich nicht!«, schnauzt der eine mich an. Auch seine Augen glühen blau wie zwei kleine fluoreszierende Kreisringe in der Dunkelheit. Erstarrt bleibe ich liegen und brauche einige zitternde Atemzüge, um den Mut zu fassen, mich erneut vorsichtig umzusehen.

Um mich herum tobt ein Kampf. Ständig kracht und blitzt es, ohne dass ich die Ursache dafür erkennen kann und aus einem halb verfallenen Nebengebäude kommen in

Zweierreihen Menschen gelaufen. Einen hoffnungsvollen Augenblick lang denke ich, dass sie mir helfen wollen, aber stattdessen muss ich bald feststellen, dass sie die Gruppe verstärken, die mich in ihrer Gewalt hat.

Nathanael – 1943

Mit leeren Augen und erloschenem Lebenswillen sieht Nathanael auf die Grube zu seinen Füßen. Undeutlich dringt das unterdrückte Schluchzen des Mannes neben ihn an sein Ohr. Seine Eingeweide brennen vor Schuld und Scham, mehr noch als von der Trauer um Hannah.

Die Erinnerung an ihr totes Gesicht flackert vor seinem verschwommenen Blickfeld: die eingefallenen Wangen und ausgehöhlten Augen, ihre ganze ausgemergelte Gestalt. Nathanaels Beine versagen ihren Dienst und er kippt in sein wartendes Grab.

Während er hinter sich wütende Rufe hört und gleichgültig wahrnimmt, wie ein kleiner, schwarzer Käfer auf seine Hand krabbelt, wandern seine Gedanken in die Vergangenheit.

Zu seiner Mutter, welche bis über die völlige Erschöpfung hinaus arbeitete, um ihn und seine fünf Geschwister durchzubringen. Dem Vater, der spät aus der Kriegsgefangenschaft heimkehrte und seine Erinnerungen in Alkohol ertränkte. Zu seinem ältesten Bruder, der mit der Zeit der Herr im Haus wurde und dabei immer gewalttätiger und fanatischer. Wie Nathanael lernen musste, gehorsam zu sein und wenig Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, um den andauernden Demütigungen keine zusätzliche Zielscheibe zu bieten. Die ständige Angst, verstoßen zu werden, da er dunklere Haut und Haare hatte, als all seine Geschwister und ganz offensichtlich das Ergebnis eines Fehltritts ihrer Mutter war.

Und dann Hannah, das einzige Licht in seinem Leben, seit er

alt genug war, von seiner Decke in den Garten ihrer Familie zu krabbeln und sich zu ihr in den Sandkasten zu setzen.

Er sieht ihr Gesicht vor sich, lachend, nachdenklich, im Sonnenschein und in der Dämmerung. Jeden Tag, seine ganze Kindheit hindurch, bis er alt genug war, zu erfahren, dass es etwas gibt, das über Freundschaft hinausgeht.

Die Nacht, in der ihre Familie fliehen musste, ohne Abschied zu nehmen, und er in einer dumpfen Gleichgültigkeit versank. Ab dann war er nur noch mitmarschiert, hatte keine Fragen gestellt, sich nicht als Teil der Welt gefühlt, bis es zu spät war und er mehr Schuld auf sich geladen hatte, als seine Seele ertragen konnte.

Der Moment, als er sie zwischen den anderen entdeckt hatte und in ihren Augen Angst und Verachtung. Die Erkenntnis, dass das, was den einzigen Wert in seinem Leben darstellte, für ihn für immer verloren war. Sein verzweifelter Versuch, sie zu retten und sein erbärmliches Scheitern.

Ihr endgültiger Verlust hatte ihn aufgebrochen, all seine Teilnahmslosigkeit zerrissen und den wunden Kern seines Selbst freigelegt, nur um es augenblicklich von seinem entfesselten Gewissen vernichten zu lassen. Auch die Tatsache, dass er statt ihr einigen der Kinder zur Freiheit verhelfen konnte, hatte ihm keinen Frieden bringen können, nur die Gnade, nicht ganz ohne Selbstachtung sterben zu müssen, da er trotz tagelanger Folter nicht verraten hatte, wo sie zu finden waren.

Ein leises Klicken hinter ihm zeigt, dass seine Lebensuhr abgelaufen ist.

Plötzlich erhebt sich wie aus dem Nichts eine Feuersbrunst und lässt die Wächter zurückweichen, während ich mich panisch auf den Boden pressen und meinen Kopf in den Armen vergrabe. Doch gerade als ich die Hitze auf meiner

Haut zu spüren beginne, verschwindet das Feuer wieder und lässt verkohltes Gras zurück. Einige der Bäume und Sträucher, die im Hof der Ruine wachsen, stehen in Flammen. Einen Augenblick später fangen meine Bewacher an zu ächzen und ich sehe alarmiert auf. Jemand greift sie mit Feuersalven an, doch ihre Schutzschilde halten stand. Verbissen schießen sie lautlos silberne Lichtkugeln aus einer kleinen röhrenförmigen Vorrichtung an ihren Unterarmen auf den Angreifer, die überall dort, wo sie auf etwas treffen, mit gleißenden Blitzen explodieren. Gebäude stürzen ein, Steine zerbersten, Bäume platzen auf und der Boden um uns herum ist mittlerweile von tiefen Kratern durchzogen. Sollte ein Mensch von einem dieser Geschosse getroffen werden, bleibt mit Sicherheit kaum etwas von ihm zurück, das sich identifizieren ließe.

Während ich noch versuche, zu verstehen, was hier gerade passiert, verschafft sich plötzlich ein Gedanke Aufmerksamkeit, der schon seit einiger Zeit an meinem Bewusstsein zerrt: Das Messer! In der Jacke habe ich immer ein Taschenmesser! Wenn es mir gelingt, einen der Männer außer Gefecht zu setzen, kann ich vielleicht in all der Aufregung entkommen. Mit bebenden Händen krame ich danach und bete, dass niemand auf mich achtet.

Da ist es!

Mit dem Mut der Verzweiflung hole ich aus und ramme es dem Wächter, der mir am nächsten steht in die Wade. Brüllend knickt dieser ein und schlägt der Länge nach hin. Ein Flammenstrahl, der über meinen Kopf zuckt, setzt den anderen in Brand, der sich daraufhin schreiend auf dem Boden wälzt.

Schockiert sehe ich ihm zu, da werde ich auf einmal auf die Beine gezogen und taumle in die Arme eines Mannes, der bei meinem Anblick für einen Moment erstarrt. Im

flackernden Licht der brennenden Bäume in seinem Rücken ist sein Gesicht nur undeutlich zu erkennen, zumal meine Aufmerksamkeit sofort von dem Leuchten auf seiner Stirn angezogen wird. Was zur ...?

Endlich denke ich daran, mich zur Wehr zu setzen und versuche, mich aus seinem Griff zu winden, da schiebt er mich hinter seinen breiten Rücken. Irgendwie ist er in der Lage, ein flirrendes Schutzschild vor sich aufzubauen, an dem die erbitterten Angriffe der immer größer werdenden Gruppe seiner Gegner glühend abprallen. Also ist er derjenige, gegen den sie kämpfen! Ob er gekommen ist, um mir zu helfen!?

Das Schild strahlt eine mörderische Hitze ab und ich sehe mich verzweifelt nach einem Fluchtweg um. Entsetzt bemerke ich, dass wir in der Falle sitzen. Hinter uns befindet sich die knapp vier Meter hohe Außenmauer, die hier, im Gegensatz zu der Stelle, an der ich reingekommen bin, noch vollkommen intakt ist. Wir stolpern einige Schritte rückwärts, dann reißt der Fremde die Arme empor und eine Feuerwand baut sich zwischen uns und den Angreifern auf. Mit einem Aufschrei ducke ich mich hinter ihn, doch er dreht sich zu mir um, packt mich um die Taille und rennt los.

Ich hebe die Hände, um mich gegen dem Aufprall zu schützen, aber stattdessen stolpern wir ins Leere. Mit einem Mal ist es vollkommen Still.

Ruckartig sehe ich auf. Wir stehen auf taufeuchtem Gras, das friedlich im Morgennebel glitzert.

»Wie ...?« Ich zittere so sehr, dass ich auf die Knie sinke, sobald sich sein Griff lockert. Panisch sehe ich mich nach den Angreifern um, doch hinter uns liegt nur ein grün belaubter Wald, durch den die aufgehende Sonne ihre

blassen Strahlen schickt. Die Ruinen, der Hügel, die Menschen sind alle verschwunden.

»Wo sind wir?«, flüstere ich heiser. Dann fällt mein Blick auf meine blutverschmierten Finger. Beugend drehe ich die linke Hand um und wische sie hektisch sauber. Ein kleiner Kreis aus mondweißem Licht pulsiert unruhig in meiner Handfläche.

»Was ist das?« Meine Stimme überschlägt sich, als ich panisch versuche, die Scheibe wegzukratzen. »Mach es weg!«

»Hey!« Der Fremde kniet sich vor mich und packt meine Schultern. »Beruhige dich! Du bist in Sicherheit.«

Ich sehe ihn an und sofort wandert mein Blick wieder zu seiner Stirn, wo die feinen, leuchtenden Linien eines aufsteigenden Dreiecks soeben verblassen. Das Letzte, was ich mitbekomme, ist, wie ich mich vor ihm ins Gras übergebe.

KAPITEL 3

MINATO

Minato – 2004

Seufzend versucht Minato es sich auf dem harten Boden bequem zu machen. Jetzt bereut er, dass sie nicht doch ein Futon mitgenommen hatten. Darauf hätten sie sehr viel bequemer schlafen können als auf dieser elendig dünnen Isomatte.

Während er Ayumus ruhige, gleichmäßige Atemzüge neben sich hört, sieht Minato zu den Sternen empor und denkt an den vergangenen Tag. Ihr friedlicher Protest hatte, zumindest vorerst, seine Wirkung gezeigt, aber länger als eine Woche würden sie nicht hier draußen sein können. Und dann?

Wie es wohl dem Rest der Gruppe ging?

Noch waren sie nicht auf das Schiff seiner Familie getroffen, aber Minato wagte nicht zu hoffen, dass es dabei bleiben würde. Der Versuch, sie mit Worten davon zu überzeugen, die Jagd aufzugeben, war gescheitert. Erneut. Mit schwerem Herzen denkt Minato an seinen Großvater, daran, wie er vor vielen Jahren mit ihm Holzboote geschnitzt hatte, und dass er es war, der ihn aufgemuntert und den Rücken gestärkt hatte, wann

immer sich die ganze Welt gegen ihn verschworen zu haben schien.

Die Enttäuschung in seinen Augen zu sehen, hatte ihn nicht so vernichtend getroffen wie beim ersten Mal, aber der Schmerz ging trotzdem tief.

Ich wünschte, er würde verstehen, dass nicht ich die Ursache für diesen Konflikt bin, denkt Minato, sondern unsere unterschiedlichen Vorstellungen und Werte. Und dass ich, auch wenn ich für das einstehe, was mir wichtig ist, ihn immer in meinem Herzen tragen werde.

Minato wischt sich über die Augen, dreht sich um und lässt sich von den sanften Wellen des Ozeans in den Schlaf wiegen. Kurz bevor er in einem Traum versinkt, hört er den Gesang von Walen aus den Tiefen des Wassers emporsteigen.

Undeutliches Gemurmel weckt mich. Eingesuschelt in weiche Kissen und Decken komme ich langsam zu mir.

» ...dann wäre es unmöglich, das Licht zu entfernen! Und wenn wir sie nicht gehen lassen können ...«

Es dauert einen schwebenden Moment, bis ich realisiere, dass mir die Stimmen unbekannt sind. Mit dieser Erkenntnis kommen auch die Erinnerungen zurück. Ich setze mich mit einem Ruck auf und springe fluchtartig aus dem Bett, doch mein Kreislauf lässt mich im Stich und ich stürze fast zu Boden.

»Hey!« Ein junger Mann ist mit einem Satz an meiner Seite und stützt mich, während sich der Raum weiter um mich dreht. »Es ist alles okay.«

Ich sehe verwirrt in sein freundliches Gesicht, das mich beruhigend anlächelt. Er scheint einige Jahre jünger zu sein als ich, aber irgendetwas lässt ihn gleichzeitig sehr viel älter wirken. Seine schwarzen Haare und die dunklen, mandel-

förmigen Augen stehen im starken Kontrast zu seiner blassen Haut. Eine weite, helle Robe umgibt seinen schmalen Körper.

»Wo bin ich?« Verängstigt sehe ich mich um. Der Raum, in dem ich liege, ist sonnendurchflutet und freundlich, mit großen Fenstern, weiß verputzten Wänden und schlichten Holzmöbeln.

Wie bin ich hierher gekommen?

»Was ist passiert?«

»Ruh dich erstmal aus«, erwidert der Fremde und streicht mir beruhigend über den Arm. »Du bist hier in Sicherheit.« Er nickt mir aufmunternd zu. »Ich bin Minato.«

Ich sehe ihn einen Moment lang verwirrt an, bis mir klar wird, dass er darauf wartet, meinen Namen zu erfahren.

»Liora«, sage ich nach einigem Zögern. Eine Erinnerung macht sich im Chaos meines Kopfes bemerkbar. Langsam öffne ich meine linke Hand. Wie ein kleiner Mond schimmert dort die weiße Scheibe, kühl und fremd.

»Was ist das?«, frage ich tonlos und kann den Blick nicht abwenden. Panik steigt in mir auf.

»Du weißt es nicht?«, ertönt eine raue Männerstimme hinter Minato. Ruckartig hebe ich den Kopf. Neben meinem Bett steht der Mann, der mich gerettet hat, und sieht mich stirnrunzelnd mit vor der Brust verschränkten Armen an. Er hat ein verschlossenes, markantes Gesicht, sonnengebräunte Haut und rotbraune Haare, die er zu einem kurzen Zopf im Nacken zusammengebunden hat.

»Woher sollte ich das wissen?«, stottere ich.

»Nathanael!«, ertönt Minatos tadelnde Stimme. »Dafür ist es noch zu früh. Lass ihr Zeit, sich zu erholen.«

»Wir müssen herausfinden, warum das passiert ist!«

Minato schüttelt missbilligend den Kopf.

»Ich will auch wissen, was los ist!«, werfe ich schrill ein und ernte dafür einen besorgten Blick von ihm.

»Lass mich dir wenigstens bei deiner Angst helfen«, bietet Minato an.

Ich nicke und erwarte, dass er mir eine Tablette oder Ähnliches gibt. Stattdessen legt er mir eine Hand auf den Arm und sofort spüre ich, wie die Panik nachlässt und sich Ruhe in mir ausbreitet.

Erstaunt sehe ich ihn an. »Wie hast du das gemacht? Wer seid ihr? Warum ...?«

»Das können wir dir noch nicht sagen«, unterbricht mich der Mann, der offenbar Nathanael heißt. »Wir haben vielleicht die Möglichkeit, dich die Ereignisse der letzten Nacht vergessen zu lassen und dann könntest du in dein altes Leben zurückkehren.«

»Hä?«, entgeistert sehe ich von einem zum anderen. »Wie ...? Und wenn nicht?«

»Das war wieder mal sehr sensibel!«, seufzt Minato und fügt an mich gewandt hinzu: »Wenn wir mehr Informationen hätten, könnten wir dir besser helfen. Vielleicht magst du uns erstmal erzählen, was letzte Nacht passiert ist.« Seine Augen sehen mich beschwörend an, als er nachsetzt: »Bitte!«

Mein Blick wandert unsicher zwischen den beiden Männern hin und her. Nathanael wirkt verschlossen, aber nicht bedrohlich und Minato scheint ehrlich um mich bemüht zu sein. Abgesehen davon – was bleibt mir schon anderes übrig, als ihnen zu vertrauen!?

Ich versuche, mich zu sammeln. »Ich bin mit ... Oh mein Gott, Momo!«

Bei dem Gedanken an sie will ich sofort aus dem Bett springen, doch wieder fängt der Raum an, sich um mich zu drehen. Minato hat mich blitzschnell gepackt und zurück in

die Kissen gedrückt. Für einen Moment sehe ich ihn verwirrt an. Wie kann ein so zarter Junge so viel stärker sein als ich?

»Bitte, du solltest derzeit nicht aufstehen«, beschwichtigt er mich. »Dein Körper muss sich erst erholen.«

»Mein Hund!« Fahrig streiche ich mir die Haare aus dem Gesicht. »Sie ist immer noch dort, ich habe sie an einen Baum gebunden, als ich ... als ich diesen Leuten begegnet bin. Wir müssen sie holen!« Flehend sehe ich sie an.

Nathanael nickt kaum merklich.

»Nathanael!«, erwidert Minato entsetzt. »Sicher wird der Ort überwacht! Das ist zu gefährlich! Du kannst dein Leben doch nicht wegen eines Hundes aufs Spiel setzen!«

»Ich sehe es mir erstmal an.« Damit verlässt er den Raum. Minato schüttelt missbilligend den Kopf.

»Was ...?«, benommen sehe ich Nathanael nach. »Geht er zurück? Kann er mich nicht mitnehmen?«

Mit entschuldigendem Blick wendet sich Minato mir wieder zu. »Das ist leider nicht so einfach. Wenn du jetzt zurückkehren würdest, würden die Superior dich sofort in ihre Gewalt bringen. Auch allein geht Nathanael ein ziemlich großes Risiko ein.«

»Wer sind denn die Superior?«

Doch ehe Minato zu einer Erklärung ansetzt, frage ich hektisch. »Welches Risiko? Du meinst, sie warten dort auf ihn?« Panik steigt wieder in mir auf, als ich an den erbitterten Kampf und die Flammen denke.

»Keine Angst«, beruhigt er mich. »Nathanael ist unser fähigster Krieger. Außerdem wird er sich den Ort erstmal nur ansehen. Vielleicht hat sich deine ... Momol!? ja auch schon losgerissen und ist nach Hause gelaufen. Ich hatte mal einen Akita, der in wenigen Minuten jede Leine durchbeißen konnte.« Er zwinkert mir zu.

Ich nicke automatisch. »Ja, das kann sein.«

Ich will das Gesicht in meinen Händen vergraben, da fällt mein Blick wieder auf die weiße Scheibe. Zum ersten Mal betrachte ich sie richtig. Ihr Licht erinnert mich an den Vollmond. Es pulsiert hektisch, wird jedoch ruhiger in dem Maße, in dem ich mich beruhige. Obwohl es eindeutig ein Fremdkörper ist, spüre ich es, als wäre es ein Teil von mir. Ich kann meine Hand ganz normal bewegen, ohne dass sich dadurch die Form der Scheibe verändern würde. Je länger ich dem Licht meine Aufmerksamkeit schenke, desto intensiver wird mir seine Gegenwart bewusst und der Wunsch, es mit allen Mitteln zu beschützen, durchfährt mich wie eine Welle.

Erstaunt drehe ich mich zu Minato um, der mich beobachtet.

»Was genau ist das eigentlich für ein Licht?«

Er zuckt mit den Schultern. »Das wissen wir leider nicht. Etwas Derartiges ist uns noch nie begegnet.«

Ich sehe wieder auf meine Handfläche hinab. »Es sieht aus wie ein kleiner Mond.«

»Das stimmt! Wir könnten es ›Mondlicht‹ nennen, wenn du willst.«

Ehe ich etwas erwidern kann, öffnet sich die Tür und Nathanael kommt herein.

»Alles okay, Momo ist in Sicherheit.« Er schenkt mir ein knappes Lächeln, während ich ihn mit offenem Mund anstarre.

»Was? Wie hast du das so schnell ...?«

»Wichtig ist doch, dass es ihr gut geht, oder!?«, fällt Minato mir ins Wort. »Alles andere erklären wir dir, wenn ...«

»Nein!« Ich spüre, wie sich Unsicherheit und Angst als

Ärger Bahn bricht. »Ich will jetzt verdammt noch mal wissen, was hier los ist!«

Nathanael und Minato wechseln einen Blick.

»Bitte!«, flehe ich sie an. »Irgendetwas müsst ihr mir doch sagen können! Außerdem hast du vorhin gemeint, dass ihr es mich wieder vergessen lassen könnt, also wo ist das Problem!?«

»So einfach ist es leider nicht. Je mehr du weißt, desto fester sind deine Erinnerungen in deinem Bewusstsein verankert.«

Wieder wechseln sie einen besorgten Blick, dann schüttelt er den Kopf.

»Ich bedauere es, aber wir müssen erst einmal genau wissen, was passiert ist, ehe wir entscheiden können, wie wir weiter vorgehen.«

»Was?«, fassungslos sehe ich zwischen ihnen hin und her. »Und wenn ich mich weigere, etwas zu erzählen?«

Minato blickt zu Boden, während Nathanael mich unbewegt ansieht und mit ausdrucksloser Stimme erklärt: »Wir können uns deine Erinnerungen auch gegen deinen Willen ansehen.«

»Bitte vertrau uns«, übernimmt Minato mit fast flehendem Blick wieder das Gespräch. »Wir werden dir alles erklären, wenn und sobald es möglich ist. Du hast mein Wort!«

Schutzsuchend rutsche ich zum hinteren Rand meines Bettes, umfasse meine hochgezogenen Beine und lehne mich an die kühle Wand. Ohne die beiden anzusehen, beginne ich schließlich zu erzählen:

»Ich konnte nicht schlafen und dachte, es wäre gut, wenn Momo noch mal rauskommt. Also habe ich meinen üblichen Weg durch den Wald genommen.«

Ich gehe die Ereignisse der letzten Nacht durch und

versuche, mich an jedes Detail zu erinnern. Nathanael und Minato hören mir aufmerksam zu, bis ich den Moment erreiche, in dem ich der Frau, die mir das Mondlicht gegeben hat, zu Hilfe kommen wollte.

»Wow, das war wirklich mutig von dir«, unterbricht Minato mich überrascht. »Warum bist du nicht weggelaufen?«

Ungläubig erwidere ich seinen Blick. »Jemand musste ihr helfen!«

»Du hast dein Leben aufs Spiel gesetzt, obwohl du die Frau nicht kanntest?«, fragt Nathanael mit undurchsichtiger Miene.

»Aber es war doch sonst niemand da!« Plötzlich fühle ich mich furchtbar dumm.

»Nein, das verstehst du falsch«, beeilt Minato sich, zu erklären. »Das war wirklich stark! Es ist nur ... außergewöhnlich. Bitte, erzähl weiter!«

Zögernd nehme ich den Faden wieder auf und weiche dabei ihren prüfenden Blicken aus. Erst als ich meinen Bericht beendet habe, sehe ich auf.

»Sie sagt die Wahrheit.«, flüstert Minato und sieht Nathanael bestürzt an, der mich noch immer eindringlich mustert. »Aber wie kann das sein?«

»Keine Ahnung«, erwidert dieser und reißt sich aus seinen Gedanken. »Und es wird sicher eine Weile dauern, bis wir das geklärt haben. Du hattest geplant, heute den ganzen Tag unterwegs zu sein?«, wendet er sich mir zu und ich nicke.

»Sehr gut, das verschafft uns einen zeitlichen Spielraum. Du kannst in einer Nachricht deine Abwesenheit erklären und sie dabei am besten noch etwas ausdehnen. Damit kann Matías arbeiten.«

»Was?« Völlig verwirrt sehe ich ihn an. »Wer?«

»Kümmere du dich darum. Ich werde Matías holen«, weist Nathanael ohne weitere Erklärungen Minato an und verlässt das Zimmer.

Entgeistert starre ich ihm nach.

Minato setzt sich auf die Bettkante. »Nathanael hat Recht.«

Ich weiß überhaupt nicht, wovon er redet. »Womit denn?«

»Dass eine Nachricht von dir eine gute Möglichkeit ist, um dein Verschwinden vorerst zu erklären. Wir können sie im Verlauf des Tages auf das Handy deiner Mutter schicken. Du könntest schreiben, dass du für ein paar Tage in der Stadt bleiben musst. Was hältst du von der Idee?«

»Und nachdem die Tage um sind, kann ich wieder nach Hause?«

Bedauernd sieht er mich an. »Wir suchen noch nach einem Weg, wie wir das Mondlicht entfernen können. Solange du es trägst, bist du da draußen in großer Gefahr.«

»Heißt das ...?«, fahre ich auf, aber er legt mir beruhigend seine Hand auf den Arm.

»Es bringt nichts, jetzt darüber nachzudenken. Ich verspreche dir, dass wir alles in unserer Macht stehende tun, um dir zu helfen.«

»Aber das macht doch einfach gar keinen Sinn! Ich würde nie und nimmer so kurzfristig und ohne die nötigen Sachen mitzunehmen, tagelang wegbleiben. Wo sollte ich überhaupt übernachten!? Meine Mutter wird das niemals glauben!«

»Lass das unsere Sorge sein. Jetzt würde es erstmal sehr helfen, wenn du die Nachricht schreibst.«

Ich nicke langsam und atme tief durch. Mit jeder Minute nimmt die Erschöpfung zu und ich habe keine Kraft, mehr zu diskutieren.

»Okay. Für wie lange soll ich mich entschuldigen?«

»Am besten gleich für zwei Wochen, das sollte uns genug Zeit geben.«

»Aber das würde meine Mutter doch nie ...«, fange ich wieder an und ergeben mich dann meinem Schicksal. »Wie soll ich die Nachricht schreiben?«

Minato lächelt mir aufmunternd zu und erhebt sich, um in einem schmalen Sekretär nach Papier und Schreibzeug zu suchen.

Mir fallen seine ruhigen, anmutigen Bewegungen auf, die für einen Jungen seines Alters ungewöhnlich selbstsicher und kräftig sind. Als ich sehe, wie das Sonnenlicht sich in seinen schwarzen Haaren verfängt, merke ich, dass ich mich sicher und vertraut mit ihm fühle, was in dieser Situation natürlich vollkommen unsinnig ist.

»Hier. Du solltest noch nicht aufstehen, aber mit einem Buch als Unterlage müsste es gehen.«

Sorgsam legt er mir alles zurecht und setzt sich dann neben mich auf die Bettkante.

»Sag mir Bescheid, wenn du fertig bist oder Hilfe brauchst.«

Ich nicke benommen und blicke auf das leere Blatt Papier.

Nachdem ich einige Minuten nachgedacht habe, was am glaubwürdigsten wäre, beginne ich zögernd zu schreiben:

Liebe Mama,

ich habe grade erfahren, dass ich, um mich einzuarbeiten, die ersten zwei Wochen in der Stadt bleiben soll. Sie meinen, sie hätten mir die

entsprechende Information schon vor einer Weile
zukommen lassen, aber das habe ich wohl
verpasst. Für eine Unterkunft ist gesorgt und
auch sonst habe ich alles, was ich brauche und
freue mich auf die Zeit hier. Leider ist der
Handyempfang so schlecht, dass ihr mich kaum
erreichen könnt, darum werde ich den Rest in
Ruhe erzählen, wenn ich zurückkomme. Ich bin
bald wieder zuhause und trage euch bis dahin in
meinem Herzen.

Ich habe euch alle sehr lieb!

Liora

Die letzten beiden Sätze erscheint mir ein bisschen melodramatisch, aber da er der einzig ehrliche ist, lasse ich ihn stehen.

»Danke Liora«, sagt Minato mit ruhiger Stimme, als ich die Nachricht beendet habe, und streicht mir sanft über die Stirn. »Ruh dich jetzt aus.«

Wenige Augenblicke später bin ich eingeschlafen und versinke in einem dunklen Traum.

KAPITEL 4

ALAYA

Als ich aufwache, überlege ich kurz, was für ein Wochentag es ist. Muss ich schon aufstehen, oder kann ich ein paar Minuten liegen bleiben? Doch als die Erinnerungen mich einholen, bin ich schlagartig wach und richte mich mit einem Ruck auf.

Ich bin allein und noch immer in dem fremden Zimmer. Aufgeregt ziehe ich meine linke Hand unter der Bettdecke hervor und stöhne auf, als ich das weiße Licht sehe. Nachdem ich es einige Sekunden unbewegt angestarrt habe, springe ich aus dem Bett und schaue mich hektisch um. Sofort wird mir schwindelig und ich muss mich an der Wand abstützen. Außerdem merke ich, dass ich unglaublich durstig bin. Zum Glück stehen eine hohe Wasserkaraffe und ein Trinkglas auf der Kommode neben der Tür. Gierig stürze ich das Wasser hinunter und setze mich wieder auf das Bett.

Ob Minato schon etwas von meiner Familie weiß? Aber wo kann ich ihn finden? Und wo bin ich überhaupt?

Ich will gerade zu einem der großen Fenster gehen, um

hinauszusehen, als ein zurückhaltendes Klopfen mich zusammenfahren lässt.

»Ähm, ja!?,« antworte ich unsicher.

Durch die Tür kommt die zarteste und älteste Person, die ich je gesehen habe. Sie hat ein weiches, ovales Gesicht und eine hohe Stirn. Weißes Haar fällt ihr bis über die Hüfte und ihre silbernen Augen mustern mich aufmerksam. Während ich noch rätsele, ob es sich um einen Mann oder eine Frau handelt, kommt sie lächelnd auf mich zu. In ihren Händen trägt sie ein Tablett mit Obst und Schlagsahne.

»Gut, dass du wach bist. Du hast drei Tage lang geschlafen und bist jetzt bestimmt hungrig.«

Unwillkürlich weiche ich einen Schritt zurück.

»Mein Name ist Alaya.« Sie setzt sich gelassen auf eine schmale Bank, die an der Wand links von mir steht und klopft einladend auf den Platz neben sich, doch ich bleibe, wo ich bin, denn bei aller Verwirrung ist mir eines klar: Dort vor mir sitzt kein Mensch.

»Minato hat mir deine Geschichte erzählt«, fährt sie freundlich fort. »Und Matías hat einen Blick in dein Gedächtnis geworfen und mir gezeigt, was du erlebt hast.«

Wer hat bitte was getan!?

»Es tut mir sehr leid, dass du in diesen Kampf hineingezogen worden bist. Das alles muss furchtbar verstörend und beängstigend für dich sein.«

Sie macht eine kurze Pause, während ich sie noch immer sprachlos anstarre.

»Das Licht in deiner Hand – von ihm hängt dein weiteres Schicksal ab.« Ihre melodische Stimme klingt jetzt ernster. »Wenn du soweit bist, würde ich es mir gerne genauer ansehen.«

Ich nicke zaghaft, kann mich aber nicht überwinden, zu ihr zu gehen.

»Wo ist Minato?«, krächze ich. Obwohl ich ihn kaum kenne, wäre mir sehr viel wohler, wenn ich ihn an meiner Seite wüsste.

»Er ist unterwegs, um sich um deine Familie zu kümmern und sicherzustellen, dass dein Verschwinden sie nicht beunruhigt«, antwortet Alaya. »Willst du lieber auf ihn warten?«

Minato kümmert sich um meine Familie? Er ist doch nur ein Teenager!, schießt es mir durch den Kopf. Ich schlucke schwer und verneine dann ihre Frage.

Mit einem einladenden Lächeln deutet Alaya wieder auf den Platz neben sich. »Was auch immer passiert, ich werde auf dich Acht geben.«

Steifbeinig gehe ich zur Bank und setze mich zu der seltsamen Frau.

Sie schenkt mir ein ermunterndes Kopfnicken, dann streckt sie ihre Hand aus und bedeutet mir, meine linke Hand hineinzulegen. Zögernd komme ich der Aufforderung nach. Ihre Haut ist kühl und weich, wie Wasser aus einer Quelle.

Einen Augenblick lang sitzen wir uns schweigend gegenüber und sehen auf die Lichtscheibe, dann bittet Alaya mich, meine Augen zu schließen.

Es kostet mich einige Überwindung, aber letztendlich tue ich, was sie sagt. Kaum eine Sekunde später reiße ich meine Augen jedoch erschrocken wieder auf, als ich ihre Berührung auf meiner Stirn fühle.

Wir sind von vollkommener Dunkelheit umgeben und nur dank des sanften Schimmers, der von meiner Hand ausgeht, bin ich in der Lage, Alaya neben mir zu erkennen. Der Rest des Zimmers ist verschwunden. Trotzdem ist es nicht beängstigend, ganz im Gegenteil. Ich fühle mich ruhig und sicher. Erstaunt sehe ich mich um.

»Was ist das hier?«

»Wir haben die Dimension gewechselt«, erklärt Alaya lächelnd. »Hier können wir hinter die Dinge sehen und erkennen, wie sie zusammenhängen.«

Bevor ich fragen kann, was genau das bedeutet und wie das überhaupt möglich ist, bittet sie mich, den Pullover etwas nach oben zu ziehen.

»Okay«, erwidere ich unsicher und lege meinen Bauch frei. Alaya streicht vorsichtig mit einem Finger unter dem Bauchnabel entlang und ich habe kaum Zeit, darüber nachzudenken, wie seltsam es ist, von einer Fremden so berührt zu werden, als ich sehe, wie dort ein Lichtpunkt zu wachsen beginnt. Nach wenigen Augenblicken schwebt ein kleiner Strudel aus Licht zwischen uns, wie eine winzige Galaxie, aus der ein leuchtend weißes Band durch meinen Körper hin zu meiner linken Hand führt.

»Das ist dein Zentrum«, erklärt Alaya.

»Wow.«

Sie nickt und sieht mir dann ernst in die Augen. »Es hat sich vollständig mit der Kraft des Mondlichts verbunden.« Der Name hat sich also schon durchgesetzt.

»Ist das schlecht?«, frage ich besorgt.

»Es bedeutet, dass wir sie nicht voneinander trennen können, ohne dabei deine eigene Lebenskraft auszulöschen.« In Alaya feiner Stimme klingt ehrliches Bedauern.

»Was? Heißt das, ich würde dann sterben?«

Sie nickt wieder.

Ein seltsam nüchterner Teil meines Gehirns meldet, dass es nun an der Zeit wäre, in Panik auszubrechen, aber hier an diesem Ort scheint das absurd.

»Und jetzt?«, frage ich stattdessen tonlos.

»Jetzt bist du eine von uns«, erklärt Alaya. »Von nun an

bist du an das Licht gebunden und wirst sein Schicksal entscheiden und teilen..«

»Aber ...«, stottere ich. »Dafür habe ich gar keine Zeit! Wie soll ich das machen? Was ...?«

Alaya sieht mich mitfühlend an. »Ich bedauere es zutiefst, doch dein altes Leben ist vorbei.«

Ich öffne den Mund, nur um ihn gleich wieder zu schließen. Es gibt keine Worte, die jetzt von Bedeutung sind.

Wie betäubt starre ich vor mich hin, bis ich auf einmal spüre, dass Alaya ihre Hand auf meine Schulter gelegt hat und sich von dort Ruhe und Gelassenheit in meinem Körper ausbreitet, wie schon bei Minatos Berührung.

»Wer seid ihr überhaupt?«, frage ich schließlich leise in die vollkommene Stille.

»Wir sind Hüter und wachen über die Entwicklung der Erde und all seiner Lebensformen.«

Ich nicke langsam. Das klingt nicht verrückter als alles andere, was ich bisher gehört habe.

»Aber Minato und Nathanael sind Menschen wie ich?«

»Ja und nein. Sie waren gewöhnliche Menschen, bevor sie erwählt wurden«, erwidert sie freundlich. »Jetzt sind sie Avatare ihres jeweiligen Elements.«

»Und du?«

»Ich bin die Wächterin der Himmelsburg, in der die Hüter leben und unterstütze sie, wo immer es mir möglich ist.«

»Aber du bist kein Mensch ...!?«, wage ich mich vorsichtig vor.

Alaya schüttelt leicht den Kopf. »Wesen wie ich werden gerne als Elfen bezeichnet«, erklärt sie dann lächelnd. »Wir sind eine Mischung aus Menschen und Elementargeistern.«

»Elfen!?«, erwidere ich verwirrt. »Wirklich? Warum

höre ich davon zum ersten Mal? Wieso lebt ihr im Geheimen?»

»Tun wir das? Gibt es keine Erzählungen über uns? Keine Bilder?»

»Ja schon, aber das sind doch nur Märchen ... Ich meine, warum gibt es keine Beweise eurer Existenz?«, verbessere ich mich schnell.

»Wir sind nicht so stofflich wie ihr und deswegen nicht an die materielle Welt gebunden. Wenn wir sterben, bleibt nichts von uns zurück«, erklärt Alaya freundlich. »Wir sind die Seele von Wind und Regen, von Bäumen und Steinen. Alles, was ihr als leblos bezeichnet, hat eine Kraft und das sind die Elementargeister. Als wir uns vor Jahrhunderten entschieden haben, uns verborgen zu halten, blieb nichts von uns zurück außer Geschichten und Mythen.«

Sie schweigt einen Augenblick. »Die Frau, von der du das Licht bekommen hast, war eine von uns. Ihr Name war Quilla.«

»Wirklich!?»

»Ihr Vater war vor einigen tausend Jahren einer der Hüter und ihre Mutter ist der Geist des Amazonas. Ich wünschte, ich wüsste, wie sie in dieser Nacht in deinem Teil der Welt gelandet ist und warum.«

Auf einmal zupft eine Erinnerung an meinem Geist, etwas, das ich gesehen oder gehört ... Etwas, das Quilla gesagt hat!? Ja, was war es doch gleich? Es bliebe keine Zeit und ich soll, nein, ich *muss* sie finden!

Aufgeregt erzähle ich Alaya davon.

»Weißt du, wen sie gemeint haben könnte?«, schließe ich.

Zögernd schüttelt sie den Kopf, dann schweigen wir einen Moment, jede in ihre Gedanken versunken.

»Es gibt noch viel zu erfahren, aber was du jetzt erstmal wissen musst, ist, dass es unsere Aufgabe ist, das Gleichgewicht und die Lebenskraft der Erde zu bewahren«, ergreift Alaya wieder das Wort. »Und leider nicht mehr nur das: Seit einigen Jahrhunderten befinden wir uns im Konflikt mit Menschen, die ihre eigenen Pläne und Vorstellungen von der Zukunft haben und diese um jeden Preis durchsetzen wollen. Sie waren es, die das Licht an sich reißen wollten, bis du dazwischen gegangen bist.«

»Was wäre denn passiert, wenn ich nicht zufällig dort gewesen wäre?«

»Das kann ich nicht sagen. Ich weiß nichts über die Kraft und Bedeutung des Lichts. Bis gestern wusste ich nicht einmal, dass es existiert!«

»Wie kann das sein?«

»Oh, die Welt ist voller Geheimnisse«, winkt sie ab. »Wir wissen auch nur das, was wir wissen müssen, um unsere Bestimmung erfüllen zu können.«

Die Fülle der Fragen in meinem Kopf ist überwältigend und es dauert einen Moment, bis sich schließlich eine durchsetzen kann.

»Was ist das Mondlicht überhaupt?«

Alaya wiegt versonnen den Kopf hin und her. »Dazu kann ich dir leider auch nichts sagen, aber ich spüre, dass es älter ist als die Menschheit und sehr große Macht in sich birgt.«

»Diese kleine Scheibe?«, frage ich, während ich sie näher an mein Gesicht halte.

»So, wie ich es sehe, trägst du nur die Inkarnation des Lichts in der Hand. Es ist wie ein Symbol, ein Zugang zu seiner Existenz, nicht die wahre Kraft selbst.«

Auch wenn ich absolut nichts verstanden habe, lächle

ich Alaya an. Hier in dieser samtene Dunkelheit scheint die Wirklichkeit etwas Relatives zu sein.

»Und wie genau geht es jetzt für mich weiter?«

»Dein Körper wird ein paar Wochen brauchen, um sich an die Umstellung zu gewöhnen, dann sehen wir, wo wir stehen. Vielleicht ist es uns bis dahin gelungen, an Informationen zu kommen, die dir weiterhelfen können.«

Alaya nimmt meine Hand. »Wir müssen zurück.«

Im Bruchteil einer Sekunde sitzen wir wieder auf der Bank in dem lichtdurchfluteten Zimmer. Blinzeln versuche ich mich an die Helligkeit zu gewöhnen.

»Willkommen in deinem neuen Zuhause«, erklärt Alaya ruhig.

»Wirklich?«, flüstere ich benommen. »Für immer?« Unbarmherzig sickert die Erkenntnis in mein Bewusstsein.

Alles, was ich in den letzten Minuten gehört habe, wirbelt mir zusammenhangslos durch den Kopf und ich ertrinke in einer plötzlichen Welle aus Verzweiflung.

»Aber das geht nicht! Was ist mit meiner Familie?!«, verwirrt starre ich sie an. »Was ist mit meinem Leben? Ihr könnt doch nicht ...«

Ruckartig stehe ich auf und drehe mich zu ihr um. »Ihr könnt mich hier nicht einsperren! Mit welchem Recht ...« Meine Stimme überschlägt sich. »Das dürft ihr nicht!«

»Deine Familie darf zu ihrer eigenen Sicherheit nichts von alledem erfahren«, erwidert Alaya mitfühlend, aber bestimmt und ehe ich die Gedanken in meinem Kopf sortieren kann, fährt sie unerbittlich fort: »Sie werden dich nie wieder sehen.«

Schockiert starre ich sie an. Dann begreife ich, was sie da eben gesagt hat, und stürme panisch aus dem Raum.

Kopflös renne ich einen hellen Flur entlang zu einer

breiten, gewundenen Treppe. Alles ist kunstvoll aus weißem Stein gefertigt, doch meine Augen suchen einzig nach einem Ausgang. Jetzt bin ich im Erdgeschoss, da vorne scheint eine Eingangshalle zu sein ... ja! Und dort, diese riesige Doppeltür ... Ich stürze hindurch und falle fast die Stufen der großen Außentreppe herunter.

Als ich mich wieder aufrappeln und umsehen kann, bleibe ich wie von Donner gerührt stehen.

Ich befinde mich in einem Tal, das ringsum von weiß leuchtenden Berggipfeln umgeben ist. Vor mir sehe ich eine mit Blumen übersäte Wiese, die links und rechts bis zu niedrigen Steinmauern reicht, hinter denen schneebedeckte Berghänge in den Himmel ragen. In circa hundert Meter Entfernung spannt sich der Saum eines gewaltigen Waldes zwischen den Grenzen des Geländes.

Das kann doch nicht real sein!

Wieso ist hier alles grün und in voller Blüte, wenn dort Schnee und Eis herrschen? Wie im Trance gehe ich durch das kniehohe Gras zur Mauer und strecke meine Hand darüber aus. Die angenehm warme Frühlingsluft weicht direkt hinter den Steinen eisiger Kälte. Wie auch immer das möglich ist, weglaufen kann ich jedenfalls nicht.

Ngabo – 1994

Langsam streift Ngabos Blick über den breiten Fluss. Das Licht der untergehenden Sonne lässt ihn in Rot- und Orange-tönen erglühen und das in der Hitze des Tages träge gewesene Leben, beginnt sich zu rühren.

Mit einem tiefen Atemzug fühlt er die Kraft der Erde durch seine Fußsohlen und erlaubt der Angst und Verzweiflung, die ihn seit Wochen umklammert gehalten hat, aus seinem Körper zu

fließen. Ein Brief gleitet langsam aus seiner geöffneten Faust zu Boden.

Seine Familie ist in Sicherheit. Sie alle konnten das Land verlassen.

Die Tatsache, dass es ihm unmöglich gewesen war, dabei zu helfen, würde die Kluft zwischen ihnen zwar noch vertiefen, aber viel Hoffnung auf Versöhnung hatte er ohnehin nie gehabt.

Schon lange erfüllen die Vorgänge in seiner Heimat ihn mit Sorge und es war nicht abzusehen, wie bald die Ereignisse eskalieren würden.

Tränen laufen über seine Wangen und fallen auf die ausgedörrte Erde, während in seinem Herzen Erleichterung und Trauer um die Vorherrschaft ringen.

Plötzlich sieht er mit verschwommenem Blick, wie aus dem dichten Schilf ein gewaltiger Kaffernbüffel langsam auf ihn zuschreitet.

Ein großer, kräftiger Mann kommt vom Waldrand her auf mich zu und für einen Moment habe ich den Impuls zurückzuweichen, doch dann sehe ich sein warmes Lächeln. Er trägt die gleiche, helle Tunika wie Minato und läuft barfuß durch das hohen Gras.

»Mein Name ist Ngabo«, stellt er sich mit tiefer, bedächtiger Stimme vor, als er bei mir angelangt ist, aber ich reagiere nur mit einem Nicken. Er hat ruhige, fast schwarze Augen und Haut und Haare in derselben Farbe.

»Du bist Liora«, sagt er, als eine Antwort von mir ausbleibt.

Ich nicke wieder. Schweigend stellt er sich neben mich und lässt den Blick über die schneebedeckten Berge schweifen.

»Brauchst du Hilfe?«, fragt er schließlich freundlich.

»Nein«, erwidere ich mit belegter Stimme. »Ich will hier nicht bleiben!«

Mitfühlend sieht er mich an. »Das Mondlicht lässt sich nicht entfernen?«

Ich schüttele den Kopf. Meine Kehle ist wie zugeschnürt.

»Das tut mir sehr leid.« Ngabos Bedauern klingt aufrichtig, aber auch beängstigend endgültig.

»Aber das kann nicht sein! Das darf nicht sein!«, erwidere ich fast hysterisch. »Ihr könnt mich doch nicht zwingen, hierzubleiben! Ich muss zurück!«

»Zwingen wir dich wirklich, oder gebieten es die Umstände?«

»Das ist doch scheißegal!«, platzt es aus mir heraus. »Ich verstehe überhaupt nicht, was hier los ist! Was ist das für ein Ort? Wieso ...?«

Auf einmal fällt mir wieder alles ein, was Alaya erzählt hat. Aber das kann einfach nicht wahr sein!

Schutzsuchend ziehe ich den Kopf ein und vergrabe die Hände in meinen tiefen Jackentaschen, doch als ich die trockenen Reste von Hunde- und Pferdeleckerlies an den Fingerspitzen spüre, glaube ich, mein Herz müsste vor Heimweh stehenbleiben.

»Aber meine Familie! Wie soll Mama, nach allem, was geschehen ist, auch noch den Verlust eines Kindes ertragen!? Und meine Geschwister! Wenn ich verschwinde, werden sie ...«

»Matías und Minato haben sich sicher schon darum gekümmert.«

Alarmiert sehe ich auf. »Was meinst du damit?«

»Dass wir jahrhundertelange Erfahrung darin haben, bei der Ernennung eines neuen Hüters den Verlust für die Hinterbliebenen so schmerzlos wie möglich zu machen.«

»Aber das ist völlig unmöglich!«, erwidere ich. »Verluste sind niemals schmerzlos.«

»Nein, aber wir haben die Möglichkeit, Einfluss auf die Gedanken und Gefühle von Menschen zu nehmen, wenn es zwingend erforderlich ist. Im Fall deiner Mutter und dem Trauma, das deine Familie durchgemacht hat, werden sicher geeignete Maßnahmen getroffen worden sein.«

»Woher weißt du das? Ich habe es niemandem erzählt!«

»Matías hat uns davon berichtet«, erwidert er, als ob diese Erklärung ausreichen würde.

Ich sehe in Ngabos freundliches Gesicht und lasse dann den Kopf hängen.

»Hey!«, ruft er auf einmal laut und ich zucke erschrocken zusammen. »Hier sind wir!«

Instinktiv folge ich seinem Blick. Vor uns erhebt sich eine gewaltige Burg aus weißem Stein, in deren riesigen Fenstern sich das Sonnenlicht spiegelt. Sie besteht aus vier imposanten, sechseckigen Türmen, die mit hohen Mauern verbunden sind.

Der Anblick wäre unter anderen Umständen überwältigend, bekommt jedoch im Chaos meiner derzeitigen Emotionen kaum mehr als eine Randnotiz.

Matías – 2008

Umsichtig schließt Matías die Schnallen an seinen Skistiefeln und richtet sich dann auf. Über Nacht ist frischer Schnee gefallen und die Abhänge glitzern unberührt im Licht der aufgehenden Sonne. Er sieht so weich aus, dass Matías unwillkürlich an einen Traum denken muss, den er in seiner Kindheit oft hatte und in dem er mit seinen Ski riesige Sprünge machte, aber immer so sanft landete, als würden Flügel ihn tragen.

Wenn nachher noch etwas Zeit blieb, könnte er vielleicht die neue Sprungpiste ausprobieren ...

Doch so verlockend dieser Gedanke auch ist, verwirft er ihn sofort. Für nichts in der Welt würde er riskieren, Joanne am Flughafen warten zu lassen. Er spürt, wie sein Herz Licht durch seinen Körper zu pumpen beginnt, wenn er an sie denkt. Die Aufregung, sie endlich wieder zu sehen, hatte ihn die ganze Nacht wach gehalten, sodass er noch vor der Dämmerung auf den Beinen war und jetzt vor allen anderen auf dem Berg ist. Matías hat schon immer daran geglaubt, dass jeder Mensch einen Seelenpartner, eine große Liebe hat, trotzdem hatte es ihn völlig unvorbereitet getroffen, als er ihr vor einem halben Jahr begegnet war. Die Erinnerung an das Leuchten in ihren Augen, als sie einander vorgestellt wurden und die blitzartige Gewissheit, dass er nicht mehr allein auf seinem Lebensweg war, erfüllt ihn seitdem jeden Tag mit Freude und Dankbarkeit. Ihre Pläne und Visionen, die sie nun Hand in Hand verwirklichen konnten – nichts schien unmöglich zu sein. Noch lebten sie zwar weit voneinander entfernt, aber was bedeutete das schon, wenn man den Rest seines Lebens vor sich hatte!?

Lächelnd und voller Vorfreude lässt er sich langsam über die Kante des Abhangs gleiten und fährt mit jubelndem Herzen seiner Zukunft entgegen, während am Himmel ein Adler immer engere Kreise zu ziehen beginnt.

Die weit geschwungene Treppe, über die ich vor wenigen Minuten gestolpert bin, führt zu einem imposanten Tor aus dunklem Holz in der Mitte einer der Wehrgänge, aus dem soeben Minato und ein anderer Mann treten.

Als die beiden uns erblicken, laufen sie eilig in unsere Richtung.

Minato sieht mich besorgt an. »Alaya hat es gerade erzählt.«

»Wir alle haben gehofft, dass wir eine andere Lösung finden würden«, setzt sein Begleiter mit bestürztem Blick hinzu.

»Und wir werden weiterhin alles tun, um dir zu helfen«, schließt sich Ngabo an.

Die echte Besorgnis und das Mitgefühl der drei lösen die Anspannung in mir und ich vergrabe mein Gesicht schluchzend in den Händen, während sie versuchen, mir Trost zu spenden.

Die folgenden Tage verbringe ich wie im Nebel, in Gedanken weit, weit fort.

Jetzt stehen sie auf und verlassen, jetzt, überstürzt und wie immer viel zu spät das Haus.

Jetzt kommt Anna mit den beiden Kleinen nach Hause, die sie nach der Schule von der Kita abgeholt hat und jetzt kommt Mama, die noch schnell Einkaufen war.

Jetzt essen sie zusammen Abendbrot und jetzt liest Mama meinen jüngeren Geschwistern etwas vor.

Jetzt sitzen Ben und Anna auf dem Sofa und streiten sich um die Fernbedienung, während Mama auf der Terrasse heimlich raucht und meint, niemand wüsste davon.

Und wieder ist ein Tag vorbei. Wieder beginnt eine Nacht voller Heimweh und Albträume.

Tatsächlich schlafe ich die meiste Zeit und werde von unruhigen Bildern verfolgt, renne durch nachtschwarze Wälder, ehe ich schweißgebadet aufschrecke.

Wenn ich wach bin, starre ich aus dem Fenster oder wandere durch die leere Burg. Sie besteht hauptsächlich aus

den vier riesigen Türmen, die durch hohe Flure verbunden sind, in denen abwechseln links und rechts Galerien an den Wänden entlangführen, um die verschiedenen Stockwerke zu verbinden. Alles, auch der Boden und die feinen Geländer, sind aus dem gleichen hellen Stein geschaffen. Gewaltige Fenster lassen tagsüber das Sonnenlicht hinein und nachts erleuchten Fackeln die Gänge. An den Wänden erzählen lebensgroße Malereien die Geschichte der Hüter und ich verbringe viel Zeit damit, sie abzulaufen und anzusehen.

Minato hat mir erklärt, dass an diesem Ort der Sauerstoffgehalt niedriger und die Schwerkraft höher ist, als ich es gewohnt bin und dass dies der Grund dafür sei, dass ich ständig müde bin. Er meinte, dass es unsere Körper stärken würde. Für normale Menschen wäre das zwar auf Dauer nicht zu empfehlen, aber offensichtlich bin ich nicht mehr normal. Nichts ist mehr normal.

Die wenigen Leute, die ich kennengelernt habe, sind die meiste Zeit beschäftigt oder unterwegs. Neben Minato und Nathanael gehören Ngabo und Matías zum Kreis der Hüter. Ngabo ist der Älteste der Vier, obwohl es bei ihnen allen fast unmöglich ist, das Alter zu schätzen. Matías scheint keine 30 zu sein, aber seine kurzen, dunklen Locken sind mit einzelnen weißen Strähnen durchzogen, die aussehen wie Blitze an einem Nachthimmel. Er ist einer dieser Menschen, in deren Gegenwart man sich sofort wohlfühlt und er schafft es als Einziger, mir hin und wieder ein Lächeln zu entlocken. Nachdem er mir vorgestellt wurde, habe ich ihn gleich mit Fragen nach meiner Familie bestürmt, aber leider konnte er mir keine befriedigenden Antworten geben. Vorerst lassen sie sie glauben, ich hätte mich wie geplant auf den Weg gemacht und müsste erstmal für einige Zeit in der Stadt bleiben. Er und Minato haben sogar meinen

Rucksack mit den Sachen geholt, die ich für meinen ersten Arbeitstag eingepackt hatte.

Doch das alles wird meine Familie höchstens zwei Wochen lang davon abhalten, sich Sorgen zu machen. Und danach? Soll ich dann etwa behaupten, ich hätte eine Wohnung gefunden, in der sie mich nicht besuchen dürfen und würde nun nie wieder nach Hause kommen wollen? Oder dass ich spontan ausgewandert bin? Falls das wirklich die endgültige Lösung sein sollte, darf ich mich aber vielleicht doch noch richtig von ihnen verabschieden, wenn in zwei Wochen die Superior nicht mehr nach mir suchen. Im Moment ist es das Beste, worauf ich hoffen kann.

Bis auf einige wenige kurze Begegnungen mit den Hütern bin ich allein und versuche, nicht an meine Familie und Freunde zu denken. Ohne Erfolg.

Wie es ihnen wohl geht? Meine Mutter ist sicher schon wahnsinnig vor Sorge, denn sie muss einfach spüren, dass irgendetwas nicht in Ordnung ist. Außerdem war ich heute mit Ronja verabredet, die mir unbedingt ihren neuen Kollegen vorstellen wollte. Oder wäre das gestern gewesen? Ich habe jegliches Zeitgefühl verloren. Und wer kümmert sich jetzt um Momo und Angua!?

Wenn ich in Gedanken nicht zuhause bin, grübele ich über die Zukunft nach. Werde ich für den Rest meines Lebens hier festsitzen? Ohne Kontakte, ohne Aufgabe? Oder werden sie mir irgendwann das Geheimnis verraten, wie man diesen Ort verlassen kann? Vielleicht, wenn sie mir glauben, dass ich nicht sofort nach Hause rennen werde. Als ob ich so dumm wäre. Nachdem die erste Verzweiflung abgeebbt ist und ich in Ruhe über meine Situation nachdenken konnte, hat es nicht lange gedauert, bis mir klar wurde, welche Gefahr ich für jene, die ich liebe, darstellen würde, wenn ich das Mondlicht zu ihnen trage. Zwar weiß

ich noch immer nichts über die Leute, die mich angegriffen haben, aber offensichtlich scheinen sie zu allem fähig zu sein.

Am schlimmsten ist es, bei all dem völlig untätig sein zu müssen. Ich bin es gewohnt, die Große zu sein, die, die sich um andere kümmert, doch hier werde ich von niemandem gebraucht und kann froh sein, wenn ich nicht im Weg rumstehe. Noch nie in meinem Leben habe ich mich so überflüssig gefühlt. Ich werde einfach nur verwahrt.

